



Dialog

Das Imaginarium der Róisín Murphy

Text *Annett Scheffel*
Fotos *Michael Hemy*
Styling *Katy Lassen*
Haare *Mark Hampton*
Make-up *Pep Gay*
Movement *Ryan Chappell*



Das Imaginarium der Róisín Murphy

Die einen sagen, *Róisín Murphy* sei vielleicht die charismatischste und scharfsinnigste Popmusikerin, die Irland je hervorgebracht hat. Die anderen wissen gar nicht, dass nach ihrer Karriere als Sängerin von Moloko und dem Millenium-Hit *Sing It Back* überhaupt noch etwas kam. Als Solokünstlerin löst sie sich seither von den Konventionen der Branche und perfektioniert das Spiel mit Metaphern und Rollen. Eine Begegnung mit einer Frau, die nie ein Star werden wollte und konsequent ihrer Eigensinnigkeit folgt.

Das Restaurant, das Róisín Murphy ausgesucht hat, liegt mitten im Londoner Stadtteil Soho mit seinen schicken Boutiquen und Kunstbuchläden, ist aber erstaunlich leer und ruhig. Fast ist es so, als liege es mitsamt seinem riesigen Kristallleuchter in einer Raumzeit-Schleife, aus der man viele Antipasti, ein paar Gläser Weißwein und ein langes Gespräch später wieder in den hektischen Londoner Nachmittag hinausstolpern wird. Wir sind zum Lunch verabredet und ihr scheint diese kleine Pause ganz recht zu sein. Gerade kommt die 45-Jährige von einem Fitting bei der Designerin Pamela Hogg, für die sie am nächsten Tag auf der Fashion Week ein gold-gelbes Ensemble aus geschäumtem Tüll präsentieren wird. Ansonsten arbeitet sie derzeit an einer Serie von Twelve-Inch-Singles, die seit Mai in regelmäßigen Abständen erscheinen, führt Regie bei den dazugehörigen Videos, kümmert sich ums Artwork, ist auf ihren Social-Media-Kanälen wahnsinnig klug und unterhaltsam und hat nebenbei auch noch zwei Kinder zuhause, die sie mit ihrem Freund, dem italienischen Produzenten Sebastiano Properzi, aufzieht.

Róisín Murphy macht seit 25 Jahren Musik, bekannt wurde sie als eine Hälfte von Moloko. Gemeinsam mit Mark Brydon hinterließ sie der Welt um die Jahrtausendwende ein paar schöne Slow-Disco-Hits, *The Time Is Now* und *Sing It Back*. Songs, die so glamourös wie ansteckend waren und im Inneren warm zu glühen schienen. Nach der Auflösung 2003 begann sie eine Solokarriere, nahm erst mit dem Produzenten Matthew Herbert das jazzige Avant-Pop-Album *Ruby Blue* auf, und anschließend 2007 *Overpowered*, mit seinen exzellenten Electro-Popsongs und einem der besten Coverfotos der jüngeren Musikgeschichte, auf dem sie in einem exzentrischen, roten Strickkostüm in einem ranzigen englischen Frühstückscafé vor Toast und Kaffee sitzt – wie eine in den Alltag gebeamte Kunstinstallation. Ganz weit weg von der blonden Sängerin mit den in Zeitlupe fliegenden Haaren aus dem *The Time Is Now*-Video. »Das sah aus wie eine verdammte Timotei-Werbung«, sagt sie schmunzelnd und ein bisschen aufgebracht. »Es war nicht leicht, das Bild zu überwinden, das das bei den Leuten hinterlassen hat.«

Róisín Murphy spricht mit tollem Akzent, der dunkel und rotzig klingt und trotzdem warm, und in dem sich verschiedene Gebiete der Britischen Inseln vermischen: die harten irischen »Rs«, die verschluckten Cockney-»Ts« und die gedehnten nordenglischen »As«. »Ich kämpfe schon ziemlich lange mit dem Musiksystem«, sagt sie. »Ich habe mich nie verhalten wie ein abgezockter Profi, sondern arbeite hart dafür, um meine Vorstellung von Kunst und Schönheit zum Leben zu erwecken.«

Ich erzähle ihr, dass Róisín Murphy für mich eigentlich gar keine Musikerin ist, sondern eher eine Performance-Künstlerin. Sie nickt langsam und grinst, antwortet aber nicht und nimmt das Wort danach auch nie selbst in den Mund – wie eine Magierin, die weiß, dass man nicht über seine Tricks spricht. Was sie denn an ihrer Arbeit am meisten mag, frage ich, Videos, Konzerte, Studioarbeit?

»Alles«, antwortet sie. »Neulich habe ich eine Dokumentation über Leonard Bernstein gesehen, in der er darüber sprach, wie sehr er jeden einzelnen Aspekt seiner Arbeit schätze: Komponieren, Spielen, Dirigieren. Genauso geht es mir auch. Erst alles zusammen ergibt das, was ich am Musikmachen

Murphy ist eine furchtlose Künstlerin, eine Selbst-Macherin, die viel darüber erzählen kann, wie man heute unabhängig Musik macht, und die, wenn man ihr zuhört, dem ausgefransten Begriff »Independent Music« wieder eine sehr konkrete Form gibt.

»Ich weiß ganz genau, wann ich anfangen muss, viel zu lesen oder Filme zu schauen, um mein Gehirn für die Kreativarbeit aufzuladen. Ich bin zum Beispiel besessen von Philosophie und Psychologie. Solche Sachen reinigen den Geist. Es ist wie ein Rauschzustand, in dem sich meine Synapsen neu verschalten.«

liebe: Ideen sammeln, Auftritte planen, hier sitzen und mit Ihnen darüber sprechen. Man muss nur aufpassen, dass man immer mal wieder ein bisschen zur Ruhe kommt, um neue Musik zu schreiben. Aber was das angeht, kann ich meine Kreativität gut kontrollieren.«

»Wirklich?«, frage ich überrascht. »Wie machen Sie das denn?«

»Man lernt mit der Zeit, wie man sich selbst in einen Zustand bringt, in dem man Gedanken verdichten kann. Kreativität ist ja nichts, auf das man einfach wartet, das ist Unsinn! Es klingt vielleicht komisch, aber für mich hat es eher mit einer gewissen Disziplin zu tun. Ich weiß ganz genau, wann ich anfangen muss, viel zu lesen oder Filme zu schauen, um mein Gehirn für die Kreativarbeit aufzuladen. Ich bin zum Beispiel besessen von Philosophie und Psychologie. Bevor ich *Overpowered* geschrieben habe, hörte ich mir ein halbes Jahr lang Philosophie-vorträge an. Es ging um Kunst- und Medientheorie und binäre Systeme. Kompliziertes Zeug. So etwas löst neue Gedanken in mir aus.«

Was sie im Moment liest, frage ich.

»Ein Buch mit dem Titel *Thinking Fast and Slow*«, sagt sie. Geschrieben hat es Daniel Kahnemann, Psychologe und Nobelpreisträger, ein Mann, der sein Leben damit verbracht hat, zu verstehen, wie die Gedankenmaschine Mensch funktioniert, wie wir Entscheidungen treffen und Dinge beurteilen, kurz: wie wir durch die Tage kommen.

»Es geht um unterschiedliche Denkformen, zwei Systeme, nach denen das Gehirn funktioniert. Das durchdringende, logische Denken auf der einen Seite und das instinktive und emotionale auf der anderen. Ich weiß nicht genau, warum ich es lese, ich weiß nur, dass es gut für mich ist. Solche Sachen reinigen den Geist, oder nein, eigentlich ist es eher wie ein Rauschzustand, weil sich meine Synapsen neu verschalten.«

Die Pointe bei Kahnemann – vielleicht weiß das Róisín Murphy noch gar nicht (oder vielleicht weiß sie es längst besser als jede andere) – ist interessanterweise, dass unser Gehirn eine Art Komödie aufführt. Wir sind überzeugt, dass das rationale Denken die meiste Zeit der König ist, während in Wirklichkeit das intuitive Denken als gescheiter Hofnarr im Hintergrund alle Fäden zieht. Eine solche Hofnarrin ist Róisín in gewisser Weise auf dem Gebiet der Popmusik. Ihre Welt ist die der Imaginationen, Metaphern und Assoziationen. »Wenn ich beim Musikmachen nicht auf meinen Instinkt vertrauen könnte, würde ich es mit der Angst zu tun bekommen«, sagt sie.

Es gibt eine kleine Anekdote, die, wenn man sie sich poetisch ausgeschmückt und ohne Nachnamen vorstellt, gut in einer Short Story von Alice Munro oder Lorrie Moore stehen könnte. Sie liegt ein paar Jahre zurück und ist die Geschichte eines Telefonats zwischen einem Liebespaar. Róisín Murphy und der britische Künstler und Videoregisseur Simon Henwood, mit dem sie damals zusammen ist, besprechen Murphys Überlegung, zum ersten Mal selbst bei einem ihrer Musikvideos Regie zu führen. Sie ist unzufrieden mit den bisherigen Konzepten, niemand scheint das Memo mit den Referenzen, die ihr vorschweben, richtig verstanden zu haben. Er sagt: »Ich denke wirklich nicht, dass du das tun solltest.« Und sie denkt: »Weißt du was? Genau deswegen mache ich es jetzt erst recht!«



»Ich glaube, er wusste, dass ich es kann. Aber irgendwie wollte er nicht, dass ich es zeige. Vielleicht war es etwas Unterbewusstes. Aber ich habe es sofort als große Bestätigung empfunden«, sagt Róisín Murphy heute. Wenn man von dieser Geschichte alles abzieht, was sie über eine Beziehung erzählt, vielleicht auch über Simon Henwood, künstlerische Konkurrenz und Geschlechterrollen, dann bleibt im Zentrum vor allem eine Frau stehen, die stark ist, auf ihre Art furchtlos und voller Ideen, eine Künstlerin, eine Selbst-Macherin, für die der Beruf (oder die Berufung) PopmusikerIn mehr ist, als Platten aufzunehmen und auf Tour gehen, die viel darüber erzählen kann, wie und unter welchen Umständen man heutzutage unabhängig Musik macht, und die, wenn man ihr zuhört, dem ausgefransten Begriff »Independent Music« wieder eine sehr konkrete Form gibt.

Immer mal wieder hatte es in den Nullerjahren geheißt, dass es schon mit dem Teufel zugehen müsse, wenn Róisín Murphy kein großer Popstar würde, die große Disco-Königin ihrer Generation. Man kann sich natürlich fragen, warum es nie so gekommen ist, viele Fans verstehen das bis heute nicht. Und man kann antworten, sie sei zu weird, zu klug oder zu hintersinnig für den Mainstream gewesen. Wahrscheinlich gab es auch ein paar verpasste Chancen, die gibt es immer. Aber die Wahrheit ist viel einfacher: Róisín Murphy ist eigensinnig, und sie verabscheut Kompromisse, wenn es um ihre Musik geht. Sie hat nie darum gebettelt, geliebt zu werden, nicht um jeden Preis, und das hat etwas unglaublich Anmutiges.

Geboren wurde Róisín Marie Murphy 1973 in Arklow, einer kleinen Stadt in Irland. Dort wuchs sie als Teil einer ebenso eigensinnigen Familie auf. »Mein Bruder und ich waren uns immer einig, dass wir niemals so cool werden können wie unsere Eltern«, erzählt sie mit aufgerissenen Augen. »Sie waren überhaupt nicht wie die anderen Leute in Arklow. Das Leben, das sie führten, erscheint mir bis heute unerreichbar glamourös. Ständig gaben sie Partys und kannten einen Haufen interessanter Leute, Musiker und Dichter. So wie ich mich daran erinnere, war es wie in einer abgedrehten irischen Version eines Scorsese-Films.«

Der Vater, ein charismatischer Geschäftemacher und Hobbysänger, kaufte und verkaufte alles Mögliche, holländische Meister, Generatoren und Möbel für Pubs. Ihr Onkel war Jazzmusiker (»Seine Beerdigung war wie eines dieser Jazz-Begräbnisse in New Orleans«). Und weil ihre Mutter mit Antiquitäten handelte, war das Haus immer vollgestellt mit den verrücktesten Dingen: »Elefantfüße, alte Uhren, Zahnarztstühle und schräge Haartrockner, die aussahen wie aus einem Raumschiff. In einer Abstellkammer stand das Cockpit eines alten Militärbombers aus dem Zweiten Weltkrieg, das mein Vater irgendwo gekauft hatte. Einmal hat er nachts ein Pony aus dem Pub mit nach Hause gebracht.«

Als sie zwölf war, zog die Familie nach Manchester. Und als die Eltern sich trennten und nach Irland zurückkehrten, blieb sie dort. Sie war 15 und trieb sich in den späten 80ern in der wilden Musikszene der Stadt herum, in berühmten Clubs wie dem Hacienda und auf Konzerten von Sonic Youth. Deren Frontfrau Kim Gordon haute sie so um, dass sie am nächsten Tag in einen Plattenladen ging und all

»Es geht in meiner Kunst nicht um mich. Ich wollte nie über so etwas Banales singen wie meine letzte schmerzhaft Trennung. Mich hat es woanders hingezogen, in die Welt der Vorstellung, an einen Ort, an dem ich Rollen spiele wie eine Schauspielerin. Nicht um mich zu verstecken, sondern um eine bessere Geschichte zu erzählen.«

Das Imaginarium der Róisín Murphy

ihre U2-Alben gegen deren *Daydream Nation* eintauschte. Trotzdem, sagt sie, sei es ihre Familie gewesen, die sie zu der gemacht habe, die sie ist. »Ich bin in dem festen Glauben daran aufgewachsen, dass ich eine Freidenkerin bin, stark und unabhängig, wie meine Eltern.«

Ob es dann gar nicht stimme, frage ich, dass erst die Leute, denen man im Laufe des Lebens begegnet, und die Entscheidungen, die man trifft, einen Menschen formen?

»Nein«, antwortet sie entschlossen, »wir machen uns nicht selbst zu den Menschen, die wir sind. Geformt werden wir als Kinder unserer Eltern, als Enkel unserer Großeltern, als Nachkommen eines ganzen Familienstammbaums. Deswegen, finde ich, muss man, wenn es um Feminismus geht, immer zuerst über weitergegebene Geschlechterrollen sprechen.«

Vielleicht hat es auch mit ihrer Kindheit zu tun, dass Róisín Murphy das Spiel mit Rollen und Masken so liebt. Mit ihrem Hang zu exzentrischer Mode und Performance-Art erinnert sie oft an eine gelungene Mischung aus Grace Jones und Cindy Sherman. 25 Kostümwechsel sind bei ihren Konzerten keine Seltenheit. Es gibt heute noch Leute, die sagen, sogar eine Lady Gaga habe sich so gut wie alles bei Róisín Murphy abgeschaut, vor allem die Schulterpolster. In jedem Fall gibt es nur ganz Wenige, die, so wie sie, den schmalen Grat zwischen High Fashion und Slapstick meistern, ohne albern zu wirken. Auf einer Gucci-Party in Mailand stand sie mal auf der Bühne, in einem eleganten, perlenbesetzten Abendkleid, riss irgendwann das Kleid hoch und tanzte wie ein rennender Charlie Chaplin. »Um solche gemischte Botschaften geht es mir bei meinen Auftritten«, sagt Róisín, »und um Humor. Humor ist für mich jeder Kreativität vorgeschaltet. Kunst ohne jede Komik halte ich für Schwachsinn.«

Das Musikvideo von damals, jenes, das sie trotz – oder wegen – des Rates ihres Ex-Freundes drehte, wurde dann übrigens großartig: Murphy steht in einer schwarzen Kulissee, wie auf einer Theaterbühne, und spielt eine Vielzahl von visuellen Zitaten durch – *Macbeth*, die Filme von John Cassavetes, die Chanel-Werbungen mit Catherine Deneuve. Die Regisseurin, die ausstellt, und die Darstellerin, die ausgestellt wird, fallen in diesem doppeldeutigen Bilderreigen zusammen. Und sie singt die tolle Zeile: »Never underestimate creative people / And the depths that they will go«. Der Song heißt *Exploitation* und erschien 2015 auf *Hairless Toy*, einem Comeback-Album, mit dem sie nach acht Jahren und zwei Schwangerschaften wieder in die Popwelt zurückkehrt.

Was fasziniert sie daran, Rollen zu spielen, frage ich sie, geht es um die Geschichten dahinter?

»Nicht nur«, sagt sie, steckt sich schnell ein Stück gebackene Paprika in den Mund und überlegt. »Es geht auch darum, dass Geschichten nicht immer wahr sein müssen, dass sie nicht an die Realität gebunden sind. In meiner Kunst geht es sehr oft gar nicht um mich. Ich wollte nie über so etwas Banales singen wie meine letzte schmerzhaft Trennung. Mich hat es woanders hingezogen, in die Welt der Vorstellung, an einen Ort, an dem ich Rollen spiele wie eine Schauspielerin. Nicht um mich zu verstecken, sondern um eine bessere Geschichte zu erzählen.«

Róisín Murphy ist eine wunderbar unprätentiöse Gesprächspartnerin. Sie spricht, wie sie isst, schnell und mit großer Lust. Sie lacht und flucht und rudert dazu mit den Armen. Zum Essen ist sie als sie selbst gekommen, als Róisín ohne Make-up. In keiner Rolle. Die blonden Haare trägt sie unter einem hellblauen Basecap.

Wo bekommt sie die meisten Inspirationen her, frage ich, aus Literatur, Film, Kunst?

»Wahrscheinlich am meisten aus Filmen. Meine Mutter ist eine große Filmliebhaberin. Als Kind hat sie ständig Filme mit mir geschaut. Alte Schwarz-Weiß-Filme, die Musicals von MGM, sogar Filme, für die ich eigentlich zu jung war. Einer davon ist aber bis heute einer meiner Lieblingsfilme: *The Night of the Hunter*, ein Noir-Thiller über einen Killer, der sich als Priester ausgibt. So dunkel und abgründig wie ein Film von David Lynch. Das hat sich eingebrannt in meine arme Kin-derseele«, sagt sie und lacht.

Die Faszination für Filme scheint auch in einem weiteren ihrer Videos durch. *Evil Eyes* von 2015 ist ein kleines Meisterwerk der subtilen Zitate von Ingmar Bergman. Der Clip zeigt Interpretationen von Szenen aus *Persona* oder *Through a Glass Darkly*, beides Geschichten über Frauen am Rande eines Nervenzusammenbruchs. »Brave, hübsche Vorstadtfrauen, um genau zu sein, mit schönen Häusern und Familien. Das war natürlich witzig gemeint. Ich kam ja selbst gerade aus dieser Phase meines Lebens, hatte mich ein paar Jahre zurückgezogen und Kinder bekommen. Deswegen habe ich diese Rolle entwickelt: eine Schauspielerin, die irgendwie in den 70ern verloren gegangen ist und eine Vorstadt-Lady spielt. Ich als eine Frau, die wieder aus ihrer Vergangenheit hervortritt.«

Apropos Vergangenheit: Nervt es eigentlich, dass sie immer noch vor allem mit *Sing It Back* assoziiert wird, will ich noch wissen, einem Song, der mittlerweile immerhin fast 20 Jahre alt ist?

»Sicher, manchmal. Andererseits bin ich froh, ihn in meiner Sammlung zu haben. Es ist ein schöner Song. Ich bin stolz, dass ich ihn der Welt und meinen Kindern hinterlassen kann – genauso wie alle anderen Songs. Wenn ich darüber nachdenke, bin ich erleichtert, dass es nicht geklappt hat mit meiner großen Popstar-Karriere. Ich wäre nicht gut darin gewesen. Berühmt zu sein bedeutet, die Straße entlang zu gehen und auf Leute zu treffen, die sich eigentlich gar nicht für deine Musik interessieren, aber trotzdem ein Foto mit dir wollen. Das wäre die Hölle für mich. Ruhm ist vielleicht das Beengendste, was dir im Leben passieren kann. Der Druck, der entsteht, wenn die Blicke eines riesigen Publikums auf dich gerichtet sind, das hätte mich fertiggemacht.«

»Als meine Kinder von *Sing It Back* gehört haben«, erzählt sie mir noch, bevor wir uns verabschieden, »haben sie mich gefragt, ob ich berühmt bin. Und ich habe geantwortet: Nein, berühmt bin ich nicht. Ich bin nur jemand, der vielen Leuten gut in Erinnerung geblieben ist«, sagt sie und wir müssen beide lachen. Die Weißweingläser stehen leer auf dem Tisch zwischen uns. Es ist Nachmittag geworden. Mittlerweile sind wir die einzigen Gäste im Restaurant, und unser Lachen hallt durch den Raum. +

